

CAMILLE NOE PAGAN  
Pfungstrosen im September



CAMILLE NOE PAGAN

# Pfingstrosen im September

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Karin Dufner

L I M E S

Die Originalausgabe erschien 2011  
unter dem Titel »The Art of Forgetting«  
bei Dutton, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Super Snowbright* liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2011

by Camille Noe Pagán. All rights reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Limes Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8090-2602-0

[www.limes-verlag.de](http://www.limes-verlag.de)

*Für JP und Indira,  
denen ich meine schönsten  
Erinnerungen verdanke.*



Verzeihen heißt, alle Hoffnung  
auf eine bessere Vergangenheit zu begraben.

*Lily Tomlin*





# 1

Es gibt nur eine einzige wirksame Methode, den Stoffwechsel anzuregen: Bewegung. Das wird mir beim Redigieren eines Artikels klar, in dem steht, Cayennepfeffer, Zimtextrakt und große Mengen Kaffee *könnten* den Körper *möglicherweise* (aber vermutlich eher nicht) austricksen, damit er mehr Kalorien verbrennt. Gerade überlege ich mir, wie ich meiner Chefin durch die Blume klarmachen soll, dass es sich bei diesem Text um ausgemachten Quatsch handelt, den man besser nicht drucken sollte, als das Telefon läutet.

Seufz. Ich stehe auf Kriegsfuß mit dem Telefon. Andererseits gilt das auch für diesen Artikel. Also gehe ich ran.

»Spricht da Marissa Rogers, die weltberühmte Diätexpertin?«

»Hallo, Jules«, sage ich, erleichtert, dass es meine beste Freundin ist und kein Vertreter, der mir die neueste Fettweg-Wunderdroge aufschwätzen will. »Du kannst dir gar nicht vorstellen, an was für einem Mist ich gerade sitze.«

»Lass mich raten. Ein Rezept für vegane Pappdeckelkekse?«

»Das hört sich nach etwas an, das du vermutlich sogar essen würdest«, antworte ich lachend, als Anspielung auf Julias unermüdliche Bemühungen, ihre gertenschlanke Figur zu halten. »Aber du bist nah dran. Du hast noch einen Versuch frei.«

»Einhundertzweiundvierzig Wege, die letzten zweieinhalb überflüssigen Kilos loszuwerden.«

»Auch nicht schlecht und trotzdem daneben«, erwidere ich. »Thema ist eine Umstellung des Stoffwechsels.«

Julia prustet. »Nicht zu fassen, dass du schon *wieder* mit dieser Leier anfängst.«

»Ich weiß. Wir haben den Kram dieses Jahr schon sechsmal durchgekauft«, sage ich, was nicht ganz gelogen ist. Wie die meisten Gesundheitszeitschriften bringt *Schlanke Linie* dieselben zehn Artikel ein ums andere Mal, wenngleich stets mit winzigen Abwandlungen, damit sie nicht völlig identisch klingen. Inzwischen bin ich zu dem Schluss gekommen, dass sich die Berichte über Stoffwechsel bei uns am häufigsten wiederholen, lediglich überboten von Darmspülungen (sehr umstritten, aber wirksam), dicht gefolgt von den Abnehmgeheimnissen der Promis (Diät und Sport, was in Hollywood ein Code für Appetitzügler und Magersucht ist).

In der rechten Ecke meines Computerbildschirms geht ein Fenster mit einer E-Mail auf. Sobald ich sie anklicke, erscheint eine zweite und dann eine dritte. »Hör zu, ich muss mich jetzt sputen, wenn ich heute Abend rechtzeitig hier raus will«, sage ich zu Julia. »Die Verabredung steht doch noch, oder?«

»Aber klar«, entgegnet sie. »Genau deshalb rufe ich dich ja an. Ich kann es nämlich nicht erwarten, dich zu sehen. Klappt es bei dir vielleicht auch um halb sieben? Ich bin ein wenig im Hintertreffen. Außerdem muss ich noch eine Kleinigkeit besorgen«, fügt sie in ihrem reizendsten Tonfall hinzu.

»Keine Geschenke!«, protestiere ich. »Heute Abend geht die Rechnung auf mich. Schließlich bist du befördert worden, schon vergessen?« Damit meine ich ihren Aufstieg zur Pressesprecherin des New York City Ballet.

»Es ist kein Geschenk, Dummerchen.«

»Julia.«

»*Marissa*«, öffnet sie mich nach. Ich kann sie am anderen Ende buchstäblich grinsen sehen. »Bis dann. Komm bloß nicht zu spät!«

Zwei Stunden und ein halbes Glas Cabernet später sitze ich im Restaurant am Fenster und versuche, mich nicht zu ärgern, obwohl es schon fast sieben Uhr ist und von Julia noch immer jede Spur fehlt. Wenn ich auf jemand anderes warten würde, wäre ich schon vor einer Viertelstunde gegangen. Als Tochter einer chronisch unpünktlichen Mutter ist meine Toleranzschwelle in Sachen Zuspätkommen ausgesprochen niedrig. Allerdings muss ich mir in diesem Fall selbst die Schuld geben, da ich ganz genau weiß, dass ein Erscheinen von Julia zum verabredeten Zeitpunkt ebenso wahrscheinlich ist wie Eisbären im Hudson River.

Ich trinke noch einen Schluck Wein und spiele an dem Käse herum, den der Kellner mir (nicht ahnend, dass ich mir das Zeug mit seinen neun Gramm Fett pro Miniportionchen niemals zu Gemüte führen würde) als Kostprobe serviert hat. Draußen vor dem Fenster, in Gramercy, tobt das Leben. Ich liebe dieses Viertel mit seinen ausladenden Magnolienbäumen und den zerbröckelnden Backsteinfassaden. Es ist noch nicht ganz dunkel und wie so oft im New Yorker September noch warm genug, um in Shorts und Sandalen herumzuschlendern.

Als ich in der Ferne eine mir bekannte Brünnette bemerke, die mit langen Schritten den Irving Place entlanggeht, überkommt mich eine Spur von Neid. Im Gegensatz zu Julia werde ich nie eine Frau sein, die andere Passanten von Kopf bis Fuß mustern. Das heißt jetzt nicht, dass sie aussieht wie ein Unterwäsche-Model – in einer Stadt, in der es Modeschönheiten gibt wie Sand am Meer, würde sie damit auch kaum auffallen. Doch ihr herzförmiges Gesicht und die großen grauen Augen sind beeindruckend, außerdem lädt ihr selbstbewusstes Auftreten geradezu zum Hinstarren ein. Wenn wir gemeinsam unterwegs sind, wird sie häufig angesprochen und gefragt, woher sie denn komme. Dann denkt sie sich jedes Mal eine andere Antwort aus. »Aus Honduras«, sagt sie zum Beispiel todernst und in bestem Akzent aus dem Mittle-

ren Westen, oder »Aus der Ukraine«, nur um sich anschließend vor Lachen zu biegen.

Als Julia näher kommt, stelle ich fest, dass sie einen riesigen Strauß weißer Pfingstrosen in der Hand hat, die bestimmt für mich sind. Da die Blumen momentan keine Saison haben, haben sie sicher ein Vermögen gekostet. Aber vermutlich hat Julia sich nicht einmal nach dem Preis erkundigt, bevor sie dem Floristen ihre Kreditkarte reichte. Einmal habe ich ihr anvertraut, ich hätte ein schlechtes Gewissen, weil sie mir immer eine Kleinigkeit mitbringt.

»Geschenke zu machen ist meine Art, Zuneigung auszudrücken. Du tust es, indem du einem auf angenehme Art Gesellschaft leistest«, erwiderte sie sachlich, sodass ich den Widerspruch irgendwann aufgab, wenn sie wieder mal mit einer in San Juan erstandenen Tüte Kaffee oder einer auf einem Flohmarkt entdeckten Glasskulptur aufkreuzte. Heute sind es eben Blumen.

Julia legt die Strecke in Rekordzeit zurück, vermutlich weil sie weiß, dass ich auf sie warte. Als sie die Ecke erreicht hat, erkennt sie mich durch die Scheibe und lächelt mich über die Straße hinweg breit an. Ich proste ihr mit dem Weinglas zu, worauf sie winkt und mit einem kleinen Ausfallschritt in meine Richtung die Fahrbahn betritt.

Das Taxi erfasst sie, noch ehe ich mein Glas abstellen kann.

Der Unfall spielt sich so schnell ab, dass ich das heranrasende gelbe Gefährt, das mit Julia zusammenprallt und sie von der Motorhaube auf die Straße schleudert, kaum wahrnehme.

Ich stoße keinen Schrei aus. Genau genommen tue ich überhaupt nichts, bis ich bemerke, dass meine Hose nass ist, weil ich mir den Wein übergeschüttet habe. Erst dann springe ich auf, renne zur Tür hinaus und dränge mich durch die kleine Menschenmenge, die sich inzwischen um meine Freundin versammelt hat. Alle reden durcheinander, und ich schnappe einen beängsti-

genden Gesprächsfetzen nach dem anderen auf. »Eindeutig Blut«, »Schädelbruch«, »Natasha Richardson«, »tot«.

Mühsam befreie ich mich aus meiner Schockstarre und mache mich innerlich auf eine grausige Szene gefasst. Doch als ich endlich vor Julia stehe, ist sie nicht nur bei Bewusstsein, sondern versucht sogar gerade, sich aufzusetzen. Die Haare hängen ihr ins Gesicht, und das rechte Knie, das aus der zerrissenen Strumpfhose lugt, blutet. Ansonsten sieht sie nicht sehr mitgenommen aus, sondern eher, als wäre sie nur gestolpert.

Sie blickt zu mir auf und betrachtet wehmütig die überall verstreuten weißen Blütenblätter. »Deine Blumen.«

»Julia, bist du verletzt?« Mein Mund ist trocken, und ich habe einen metallischen Geschmack auf der Zunge. »Vergiss die Blumen. Wir sollten dich erst mal von der Straße wegschaffen.«

Eine ältere Frau mit starkem New Yorker Akzent hebt mahnend den Zeigefinger. »Ihr Kopf hat ordentlich was abgekriegt, junge Frau. Sie gehören in eine Klinik.«

»Ich habe einen Krankenwagen gerufen«, sagt der Taxifahrer in die Menge hinein. Seine Augen sind gerötet, und mir wird klar, dass er geweint hat.

»Nein, bloß nicht«, erwidert Julia und steht langsam auf. »Mir geht es gut.« Mit einer schwachen Bewegung zeigt sie auf den Taxifahrer. »Sie hätten mich beinahe umgebracht.«

Offenbar mache ich einen besorgten Eindruck, denn Julia fügt an mich gewandt hinzu: »Alles in Ordnung. Ich bin nur ein bisschen wackelig auf den Beinen.«

»Natürlich. Warum setzt du dich nicht irgendwo hin?« Ich hebe ihre Lederhandtasche von der Straße auf. »Ich frage den Fahrer nach seinem Namen und der Adresse.«

»Danke«, antwortet sie und lässt sich von einem Mann, der wie ein Banker aussieht und sie sichtlich anhimmelt, zu einer Bank vor dem Restaurant führen.

»Die Dame hat recht, Liebes. Du musst untersucht werden!«, rufe ich ihr nach. Dabei krame ich einen Stift und Papier aus meiner Handtasche, was nicht leicht ist, weil ich nicht aufhören kann zu zittern. Ich habe noch immer nicht ganz begriffen, dass meine beste Freundin beinahe von einem Auto überfahren worden wäre. »Du willst doch sicher nicht erst morgen in der Ballettstunde herausfinden, ob du dir was gebrochen hast?«

Die Schaulustigen zerstreuen sich rasch, während ich am Straßenrand darauf warte, dass der Fahrer seine Zulassung und seine Versicherungskarte holt. Nachdem ich die Daten dreimal überprüft habe, notiere ich sie und kehre zum Restaurant zurück.

Sofort bemerke ich, dass etwas nicht in Ordnung ist. Julia ist, die Hände über den Ohren, auf der Bank nach vorne gesackt. »Ich habe solche Kopfschmerzen«, sagt sie. Als sie zu mir aufsehen will, gerät sie leicht ins Schwanken, und ich bemerke ein dünnes Rinnsal Blut unter ihrem rechten Nasenloch. Dann stöhnt sie. »Ich glaube, ich muss kotzen.«

Ich zucke unwillkürlich zusammen – Anblick und Geruch von Erbrochenem kann ich nämlich nur schwer ertragen. Doch anstatt sich zu übergeben, kippt Julia auf der Bank einfach um, bevor der Banker sie festhalten kann.

»Kommt der Krankenwagen?«, nuschelt sie noch.

Im nächsten Moment verliert sie das Bewusstsein.

## 2

**M**it vierzehn bestürmte ich meine Mutter, mich in die beliebte High School in Ann Arbor zu schicken. Die Mittelschule war die Hölle gewesen, weshalb ich unbedingt Abstand zu meinen flatterhaften Freundinnen und, noch dringender, zu den

Schulhoftyrannen brauchte, die mich gnadenlos schikanierten. Außerdem wusste ich, dass die Highschool in unserem Wohnort Ypsilanti, die ich eigentlich hätte besuchen sollen, zu den schlechtesten im ganzen Bundesstaat zählte. Als ich meine Mutter darüber informierte, nahm sie mir prompt den Stift aus der Hand und unterschrieb das Antragsformular, das ich mir bereits auszufüllen erlaubt hatte.

Ich bereute die Entscheidung in dem Moment, als ich durch die doppelflügelige Schwingtür der Kennedy High trat, denn die Schüler in der Vorhalle sahen alle aus wie Komparsen aus der Serie *Beverly Hills 90210*. Die Mädchen, die sich gerade genug Make-up ins Gesicht geklatscht hatten, um aufregend verrückt zu wirken, trugen Rüschenblusen und Reithosen aus Stretch, die ich mir niemals hätte erlauben können, da sie meine zu klein geratene, kurvenreiche Figur äußerst unvorteilhaft zur Geltung gebracht hätten. Die Jungs an der Kennedy High pflegten, anders als die Typen in meinem Viertel, die sich in Modefragen auf T-Shirts von Cross Colors und auf Kniehöhe hängende Jeans beschränkten, eher einen sportlichen Kleidungsstil. Es wimmelte von pastellfarbenen Polohemden und Jeans, die – *seufz!* – tatsächlich passten. Ganz offensichtlich war ich falsch hier.

Die Befürchtung bestätigte sich im Klassenzimmer, wo kein einziges menschliches Wesen auch nur ein Wort mit mir wechselte. Obwohl ich es einige Male mit einem Lächeln und einem fröhlichen »Hallo!« versuchte, starrte mich sogar die pubertierende Trulla, die neben mir saß, nur ausdruckslos an.

Mit Beginn der Mittagspause war ich davon überzeugt, den größten Fehler meines Teenagerlebens gemacht zu haben. Um Gelassenheit bemüht, griff ich nach meinem blauen Tablett und arbeitete mich durch die Warteschlange. Doch als ich in die überfüllte Mensa kam und feststellte, dass ich niemanden hatte, zu dem ich mich setzen konnte, kämpfte ich mit den Tränen.

»Hier drüben!«, hörte ich plötzlich eine Stimme.

Julia winkte mich an ihren Tisch. Überrascht schaute ich sogar hinter mich, um mich zu vergewissern, dass sie nicht etwa mit jemand anderem sprach. »Nein, dich meine ich, du Dummerchen«, rief sie lachend und wies auf den Platz neben sich. »Marissa, richtig? Ich habe dich vorhin im Biounterricht gesehen.« Ich starrte sie fassungslos an. Natürlich hatte ich Julia bemerkt, die, umringt von makellos frisierten Jennifers und Jills, Hof hielt, allerdings hatte ich nicht geahnt, dass sie mich überhaupt zur Kenntnis genommen hatte.

»Ich habe gerade zu Jen gesagt«, fuhr sie fort, womit sie vermutlich die Blondine neben sich meinte, »dass du echt tolle Haare hast. Wie machst du das bloß?«

Ich lächelte, gleichzeitig verlegen und geschmeichelt. Bereits lange vor der Highschool war ich zu der Erkenntnis gelangt, dass sich mein Aussehen am treffendsten als durchschnittlich bezeichnen ließ. Das einzige hervorstechende Merkmal an mir ist mein Haar: dick, gewellt und kastanienbraun mit einem leichten Rotstich. Da es sich dabei um meinen größten Vorzug handelt, war ich darauf schon immer mehr als nur ein bisschen stolz.

»Ach, herrje, danke«, antwortete ich. »Ich tue eigentlich nichts Besonderes dafür. Shampoo von Aussie und ein bisschen Haarspray, das war's.«

»Einfach klasse, ich beneide dich«, erwiderte sie und legte mir den Arm um die Schultern. »Komm, setz dich. Ich stelle dich allen vor. Ich weiß, dass die Mädchen von dir begeistert sein werden.«

Doch wie erwartet waren die Jennifers und Co. ganz und gar nicht von mir begeistert.

»Du bist mir vielleicht eine«, kicherte Julia, als ich einen lockeren Spruch murmelte, und warf Jen S., bislang die ungekrönte Königin des Humors, einen strafenden Blick zu, da sie wegen des



Kompliments die Augen verdreht hatte. Bald war mir klar, dass Julia, die wegen ihrer Ausstrahlung von ganzen Heerscharen an Verehrerinnen umlagert war, eine wichtige Sache fehlte: eine Vertraute. Wie sie mir gestand, hatte sie es satt, dass sich die Welt ihrer Freundinnen ausschließlich um Mode und die Mitglieder der Football-Mannschaft drehte. »Du und ich, Marissa«, meinte sie verschwörerisch zu mir, »wir können über alles reden.«

Das taten wir auch. Bis zum Morgengrauen saßen wir oft da und erörterten, ob Emily Dickinson sich als ledige Frau glücklich gefühlt hatte, ob die Eishakes von 7-Eleven ihre Kalorien wert waren und – am häufigsten – wie viel schöner das Leben wäre, wenn wir uns, endlich erwachsen, aus Michigan in grünere Gefilde davonmachen könnten. Unser Ziel war New York, wo Julia die Ballettszene im Sturm erobern wollte, während ich fest entschlossen war, die jüngste Chefredakteurin der Zeitschriften-geschichte zu werden.

Julia und ich waren unzertrennlich. Ihre beste Freundin zu sein war wie eine Eintrittskarte in eine vor Spaß und Aufregung strotzende, ausgesprochen privilegierte Welt. Das erste halbe Jahr wurde für mich zu einem Intensivkurs im Mithalten. »Was, du kennst Pearl Jam nicht?«, rief Julia entsetzt, als sie von einem weiteren meiner Defizite erfuhr. Doch es kümmerte sie nicht, und sie verbrachte die nächsten beiden Tage damit, mir die Grundzüge des Grunge zu erläutern. Als ich ihr meine völlige Unkenntnis in Sachen männliche Anatomie offenbarte, schloss sie umgehend die Lücken, die der Aufklärungsunterricht hinterlassen hatte. Obwohl sie nie ein Wort über meine erbärmliche Garderobe verlor, unternahmen wir samstags regelmäßig Einkaufsbummel, in deren Rahmen sie mir beibrachte, in Secondhandläden die besten Stücke herauszupicken und mich so zu kleiden, dass meine ausladenden Hüften zum Vorzug wurden.

Julia stand immer unter Strom und setzte alles unter Strom,

was sie berührte – so auch mich. Ich fühlte mich, als hätte sie mich aus einem jahrelangen Tiefschlaf erweckt. Warum hatte ich nie bemerkt, wie langweilig mein Leben bis jetzt gewesen war? Dennoch schienen wir uns in so unterschiedlichen Welten zu bewegen, dass ich das Gefühl nicht loswurde, sie gebe sich nur aus Mitleid mit mir ab.

Im Laufe der Monate wurde mir klar, dass sich hinter Julias schillernder Fassade ein brüchiger, ganz und gar nicht makelloser Kern verbarg. Sie war das einzige Kind wohlhabender Eltern und gewöhnt, ihren Willen zu bekommen. Anders als ich hatte sie nicht die geringsten Skrupel, mit dem Fuß aufzustampfen, wenn sie auf Widerstand stieß. Außerdem war sie, obwohl sie mehr Selbstbewusstsein besaß, als ich je bei einem anderen Menschen erlebt hatte, ausgesprochen besitzergreifend. »Du hast ziemlich viel Zeit mit Heather verbracht«, beschwerte sie sich einmal schmollend über meine Laborpartnerin im Chemiesaal. Da ich keinen Ärger wollte, bat ich die Lehrerin unter vier Augen, mich mit jemandem zusammensetzen, der »nicht so gesprächig« war, worauf die arme Heather die Welt nicht mehr verstand. Meistens jedoch war ich es, die Julia beruhigte oder tröstete und ihr half, ihre Ecken und Kanten vor ihrer Umwelt zu verbergen.

In unserem ersten Highschool-Jahr rief sie mich einmal spätnachts weinend an. »Mar, bitte komm vorbei, mir geht's total schlecht.« Außer mir vor Sorge schlich ich mich hinaus, stieg in den Bus, ging den knappen Kilometer von der Haltestelle zu den Ferrars zu Fuß und öffnete leise mit meinem Schlüssel die Tür.

Da Julias Zimmer leer war, sah ich in der Bibliothek nach, die ihre Eltern zum Ballettsaal umgebaut hatten. Ich traf Julia dort in T-Shirt, Leggings und Ballettschuhen an. Die Tränen liefen ihr übers Gesicht.

»Mein Gott, was ist passiert?«, fragte ich. Mein Herz klopfte wie wild, denn ich hatte sie noch nie so erlebt.

»Es liegt an meinen Eltern«, erwiderte sie und wischte sich mit den Handrücken die Wangen ab. »Sie verstehen mich einfach nicht. Manchmal habe ich das Gefühl, dass sie mich hassen.«

Unbeholfen legte ich ihr einen Arm um den mageren Rücken. »Deine Eltern vergöttern dich. Du hast ja keine Ahnung, was für ein Glückspilz du bist.«

»Nein!«, schluchzte sie. »Sie sind blind. Daddy besteht darauf, dass es Harvard sein muss, nicht Juilliard. Ich will aber nicht nach Harvard. Welche Tänzerin studiert denn bitte in *Harvard*? Sein Juristengehirn ist so vollgestopft mit Logik, dass er nicht begreift, welche Ziele ich habe.« Wieder brach sie in Tränen aus.

Auch wenn ich nicht im Traum daran gedacht hätte, es laut auszusprechen, verstand ich nicht, warum Julia mit ihren Eltern so unzufrieden war. Meine Mutter, alleinerziehend, seit meine Schwester Sarah und ich die Grundschule besuchten, arbeitete tagtäglich bis spätabends. Falls sie zu Hause war, bestand ihre Vorstellung von Erziehung darin, uns zu kritisieren. »Marissa, ich glaube, dieser Rock steht dir nicht«, sagte sie, wenn wir uns im Badezimmer begegneten, anstatt mir einen guten Morgen zu wünschen. Manchmal versuchte ich, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, indem ich Skandalgeschichten erfand, zum Beispiel, dass ich vorhätte, erst um zwei Uhr morgens nach Hause zu kommen, oder dass es bei der Fete, zu der ich eingeladen sei, Bier geben würde. Doch sie blickte meist nur kurz von ihrem Liebesroman auf. »Du bist ein kluges Mädchen«, murmelte sie. »Also benutze deinen Kopf, und geh allen Jungs aus dem Weg, die dich an deinen Vater erinnern.« Was das College betraf, hatte sie mir unmissverständlich klargemacht, dass ich mein Studium selbst würde finanzieren müssen, weshalb eine Eliteuniversität für mich ohnehin nicht in Frage kam.

Julias Eltern hingegen waren der Ansicht, dass uns allen beiden grenzenlose Möglichkeiten offenstanden. »Ich wette, du wirst

die nächste Katherine Graham«, begeisterte sich Grace, wenn ich nach der Schule bei ihnen im Wohnzimmer über meinen Englischhausaufgaben brütete. Im Gegensatz zu meiner Mutter – die mich offenbar so schlecht kannte, dass sie jedes Mal aufrichtig erstaunt war, wenn ich ihr sagte, wie sehr ich Mayonnaise verabscheute – wusste Grace, dass ich mich trotz meiner miserablen Noten in diesen Fächern für Naturwissenschaften interessierte und dass ich Schokoriegel mit Erdnussbutterfüllung liebte. Sie war sogar darüber im Bilde, dass ich für Adam Johnson schwärmte, einen Jungen aus der Klassenstufe über uns, der, wie ich vermutete, in Julia verliebt war.

Es lag also auf der Hand, dass Grace und Jim ihre Tochter wirklich lieb hatten – und mich ebenfalls. Grace plauderte stundenlang mit uns, wenn wir sie ließen, während Jim gern den strengen Vater mimte: »Getanzt wird erst, wenn du deine Hausaufgaben erledigt hast«, sagte er zu Julia. Allerdings war sein Tadel stets von einem Schmunzeln begleitet, welches einem das Gefühl vermittelte, dass er es nicht ernst meinte. Ich mochte die Ferrars so sehr, dass ich, wenn ich bei Julia schlief und nachts aufwachte, hinunter in die riesige Küche ging, mir einen Kaffee einschenkte und tat, als wäre ich hier zu Hause.

»Jules, du hast noch drei Jahre Zeit, um deinen Dad zu überzeugen«, tröstete ich sie. »Außerdem ist es völlig egal, wo du studierst. Du wirst so oder so ein Star.«

»Glaubst du wirklich?«, fragte sie nach einer Weile.

»Das weißt du doch«, erwiderte ich und strich ihr sanft das Haar aus den Augen. »Und alle anderen wissen das auch.«

»Oh, Marissa«, sagte sie. »Was würde ich bloß ohne dich machen? Immer wenn ich kurz davor bin, den Verstand zu verlieren, redest du mir so lange gut zu, bis ich mich wieder eingekriegt habe.«

»Dazu sind Freundinnen schließlich da, oder?«, beruhigte ich

sie. »Außerdem würdest du für mich das Gleiche tun. Und jetzt wollen wir uns nicht länger den Kopf über deine Eltern zerbrechen, sondern uns lieber darum kümmern, dass du die allerspitzenmäßigste Tänzerin der Welt wirst. Warum tanzst du mir nicht die Szene aus *Giselle* vor, die du einstudiert hast?«

»Gut«, meinte sie mit einem zittrigen Lächeln und schnürte die Bänder ihrer Ballettschuhe zu. »Ich fange noch mal ganz von vorne an.«

In dieser Nacht wurde mir klar, dass Julia sich tatsächlich nicht nur aus Mitleid mit mir befasste. In Wahrheit brauchte sie mich genauso wie ich sie.

### 3

Das menschliche Gehirn besteht aus Abermilliarden von Neuronen, mikroskopisch kleinen Nervenzellen, die sich verhalten wie Arbeitsbienen, indem sie im Laufe einer einzigen Sekunde millionenfach Verbindung zueinander aufnehmen und so kommunizieren. Dank dieser Kontakte können wir uns bewegen, sehen, denken, atmen und leben. Wird das Gehirn jedoch durch stumpfe Gewalteinwirkung erschüttert, werden die empfindlichen Nervenbahnen überdehnt, was sie mit der Zeit brüchig und weniger leistungsfähig macht. Wenn die einwirkenden Kräfte stark genug sind – was sie bei Julias Unfall zum Glück waren –, sterben die geschädigten Neuronen ab. Dadurch gehen Erinnerungen, Fähigkeiten und zahlreiche weitere Dinge verloren, was sich möglicherweise erst nach mehreren Wochen oder gar Monaten bemerkbar macht. Deshalb ist Julia zwar noch am Leben, aber man kann noch nicht feststellen, ob sie wieder gesund wird.

Im Wartezimmer werden Dave und ich von einem verdächtig

aufgeräumten Doppelgänger von Doogie Howser begrüßt, dem vierzehnjährigen Arzt und Wunderkind aus der gleichnamigen Fernsehserie. Doogie, der sich als Julias Neurologe vorstellt, vermeldet, dass meine Freundin bei Bewusstsein sei und wir bald zu ihr dürften.

»Zum Glück hat sie keinen Schädelbruch erlitten, und das CT hat keine größeren Blutgerinnsel ergeben«, beteuert Doogie. »Blutgerinnsel üben nämlich Druck aufs Gehirn aus und unterbinden die Sauerstoffzufuhr, was schwere Schädigungen auslösen kann. Etwa bei einem dauerhaften Wachkoma.« Offenbar steht mir das Entsetzen ins Gesicht geschrieben, denn er beugt sich vor. »Damit wollte ich nur sagen, dass Ihre Freundin gewaltiges Glück gehabt hat. Die meisten Menschen überleben einen solchen Unfall nicht.«

»Danke, Doc. Wir haben verstanden«, entgegnet Dave knapp, um ihm klarzumachen, dass es überflüssig ist, den Teufel an die Wand zu malen.

Die Hände in den Taschen seiner Jeans, steht er da und ist so ruhig, als warteten wir auf einen freien Platz in einem Restaurant. Ich fand es immer kitschig, wenn andere Leute ihren Lebenspartner als »Fels in der Brandung« bezeichnen. Doch in den drei Jahren, die wir nun zusammen sind, ist Dave für mich genau zu dem geworden, auch wenn ich es nie laut aussprechen würde. Er ist der ausgeglichene, beherrschteste Mensch, den ich kenne – und das aus dem Mund einer Frau, die in sämtlichen Leistungsbewertungen am Arbeitsplatz als äußerst gewissenhaft bezeichnet wird. Vermutlich habe ich es ihm allein zu verdanken, dass ich in dieser Situation nicht in Schockstarre verfallen bin.

Doogie, der eigentlich Dr. Bauer heißt, erklärt uns, Julias Gehirn wise mehrere Blutergüsse und Schwellungen auf. »Als sie auf die Straße gestürzt ist, hat sich ihr Gehirn nicht so schnell bewegt wie ihr Kopf«, führt er aus. »Deshalb wurden bei dem Aufprall

nur die rauen Kanten des Schädels gestreift, was einen Zustand zur Folge hatte, den wir als Gehirnerschütterung bezeichnen.«

Ich zuckte zusammen, worauf Dave mir eine Hand fest auf den Rücken legte, als wolle er mich stützen, damit ich unter dem Wort-  
hagel des Arztes nicht zusammenbreche.

»Das ist nicht unbedingt begrüßenswert«, räumt Dr. Bauer ein. »Das Heikle daran ist nämlich, dass sich anhand eines CTs nur schwer ermitteln lässt, wie stark das Nervengewebe in Mitleidenschaft gezogen wurde.« Er reibt sich die Stirn und sieht nun eher wie ein erschöpfter Arzt aus als wie ein Musterschüler. »Ich weiß nicht, wie Ihre Freundin vor dem Unfall war. Allerdings kann sich ein Schädel-Hirn-Trauma auf die verschiedensten Weisen äußern. Vielleicht scheint sie morgen wieder ganz die Alte zu sein und zeigt erst in einer Woche unvermittelt Symptome eines schweren Gedächtnisverlusts. Womöglich fühlt sie sich nächste Woche sterbenselend und braucht mehrere Monate oder gar Jahre, um sich wieder zu erholen. Wir können da keine Vorhersagen treffen.«

Ich frage mich, wie oft im Jahr er diesen Vortrag in verschiedenen Abwandlungen halten muss, und denke daran, dass ihm weder seine gehobene Position noch sein astronomisches Gehalt die schwere Aufgabe ersparten, der Überbringer schlechter Nachrichten zu sein. Es ist wie bei meiner Mutter, die jedem, der davon beeindruckt ist, dass ich als Redakteurin bei einer Hochglanzzeitschrift arbeite, unverblümt denselben Satz entgegenschleudert: »Im Grunde genommen muss man in jedem Job Scheiße schippen.«

»Wann kommen die Angehörigen der Patientin?«, erkundigt sich Dr. Bauer bei mir.

»Ihre Eltern sitzen schon im Flieger.«

»Ausgezeichnet.« Er nickt. »Ehemann? Freund?«

Ich schüttelte den Kopf. Soweit ich im Bilde bin, hält sich Julius Ex derzeit irgendwo in Frankreich auf und choreographiert eine



Camille Noe Pagan

**Pfingstrosen im September**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-8090-2602-0

Limes

Erscheinungstermin: April 2012

Die Kraft der Erinnerungen und der Mut zu verzeihen

Seit der Schulzeit steht Marissa Rogers im Schatten ihrer besten Freundin, der charismatischen Balletttänzerin Julia Ferrar. Doch trotz ihrer Schüchternheit hat die intelligente junge Frau als Redakteurin eines New Yorker Hochglanzmagazins Karriere gemacht. Als Julia bei einem Unfall das Gedächtnis verliert, ändert sich das Leben der beiden Freundinnen mit einem Schlag. Gemeinsam kämpfen sie um ihre Erinnerungen und werden dabei mit einer vergessenen geglaubten Geschichte konfrontiert: Einst gab eine der Frauen um ihrer Freundschaft willen ihre große Liebe auf ...